

Leseprobe

**WEIBISCH,
FRANKOPHIL UND
(NICHT NUR)
VON
MÄNNERN
GEMACHT**

Denkbilder, Schmuck- und Fundstücke,
Randständiges, Hauptsächliches, Amüsantes und
Bedenkliches aus der Geschichte des
Feuilletons im frühen 20. Jahrhundert

Herausgegeben von Werner Jung und Walter Delabar

JUNI

Magazin für Literatur und Politik

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2016

Impressum

Herausgegeben im Auftrag des Vereins für die Förderung von Kunst und Kultur
in und aus der Region

Mönchengladbach e.V. (KUKU) von Gregor Ackermann, Karl Boland, Walter Delabar,
Werner Jung und Hans Schürings
c/o Hans Schürings, Adolf Brochhaus Str. 70
41065 Mönchengladbach Rheydt

Geschäftsführender Herausgeber: Walter Delabar

Redaktion: Walter Delabar und Gregor Ackermann

Satz: Eigensatz

Umschlaggestaltung: Weusthoff Noël, Hamburg

Druck und Bindearbeiten AZ Druck und Datentechnik, Kempten (Allgäu)

Manuskripte bitte an die Redaktionsadresse:

Prof. Dr. Walter Delabar: e-mail: walter.delabar@t-online.de

Manuskripte werden erbeten, Rücksendung erfolgt nur bei beiliegendem Porto. Eine Korrespondenz über
eingesandte Manuskripte ist nicht in jedem Fall möglich. Beiträge, die nicht namentlich gekennzeichnet sind,
stammen von der Redaktion.

Das JUNI-Magazin erscheint ab Heft 39 im Aisthesis Verlag, Bielefeld. Die Jahrgangszählung berücksichtigt
jeweils zwei Heftnummern. Ältere Hefte beziehen Sie bitte über
walter.delabar@t-online.de

Das Jahresabonnement kostet Euro 25,00 zzgl. Versand.

Bankverbindungen:

Rechnungen:

AISTHESIS VERLAG GmbH & Co. KG
Sparkasse Bielefeld
Konto Nr. 74003625
BLZ 480 501 61
IBAN: DE16 4805 0161 0074 0036 25
BIC: SPBIDE33XXX

Vereinsspenden:

Verein für die Förderung von Kunst und Kultur
(KUKU) e.V.
Stadtsparkasse Mönchengladbach
Konto Nr. 235 903
BLZ 310 500 00
IBAN: DE 87 3105 0000 0000 2359 03
BIC: MGLSDE33

ISSN 0931-2854

ISBN 978-3-8498-1157-0

JUNI Magazin

Heft 51-52 (Jahrgang 2011)

Bielefeld und Mönchengladbach, im Dezember 2015

Bestellungen bitte an:

AISTHESIS VERLAG GmbH & Co. KG

Postfach 10 04 27

D-33504 Bielefeld

www.aisthesis.de

Telefon: 0521 – 17 26 04

Telefax: 0521 – 17 28 12

Mail: info@aisthesis.de

Die Umschlaggestaltung stammt von Jörg Weusthoff, Hamburg, unter Verwendung eines Fotos von Heinz
von Perckhammer, betitelt: Wiener Prater, das wir dem *Magazin* 15 (Oktober 1938) Nr. 170, S. 23 entneh-
men.

INHALT

Walter Delabar und Werner Jung

Editorial S. 7

Erhard Schütz

Unterm Strich. Über Grenzverläufe des klassischen Feuilletons S. 11

Momme Brodersen

Kapitalist, Spekulant und Rentier. Ein Porträt Emil Benjamins S. 27

Heinrich Kaulen

Zwischen jüdischer Mystik, Marxismus und Pariser Passagen. Kontinuität und Wandel in Benjamins Leben und Werk S. 65

Wolfgang Klein

„Viel können und machtvoll wollen“. Heinrich Manns Beiträge zu *Pariser Tageblatt* und *Pariser Tageszeitung* 1934-1939 S. 83

Volker Riedel

Madame Simone in der Garderobe und andere. Feuilletonistisches bei Heinrich Mann in der Spätphase der Weimarer Republik S. 101

Sabine Koburger

Hans Fallada als Literaturkritiker S. 121

Friedrich Hollaender

Schienen. Mit einer Anmerkung von Alan Lareau S. 133

Friedrich Hollaender

Sechs Glossen für die Müncher *tz* (1968) S. 137

Friedrich Hollaender

Ungereimtheiten der Zeit, gereimt (1973). Mit einer Anmerkung von Alan Lareau S. 140

Werner Jung

„Aber dann, am Ende wird alles gut, wie im Märchen.“ Zwei Erfolgsschriftstellerinnen der Weimarer Republik: Vicki Baum und Gina Kaus S. 145

Anne Martina Emonts

Animals that matter. Tiere, Körper und Menschen bei Renée Sintenis und Mechtilde Lichnowsky S. 159

Liane Schüller

„Der Schmutz ist kein Blickpunkt zur Betrachtung der Welt“. Anmerkungen zu Gabriele Tergits Reportagen der Weimarer Republik S. 179

Walter Fähnders

Girgel und Lisette. Regina Ullmanns Hirtenroman S. 187

Regina Ullmann

Girgel und Lisette. Fragment eines unveröffentlichten Hirtenromans S. 195

Helga W. Schwarz

Nachforschungen wie ein Krimi. Maria Leitner und die Zeitung *Tempo* S. 221

Maria Leitner

Frauen in Curaçao S. 229

Dirk Heiße

Klaus Mann darf ins Kino. Zur Buddenbrooks-Film-Premiere in München 1923 S. 233

Hiltrud Häntzschel

„Wir werden dafür auch mehr zu sagen haben“. Die junge Generation. Ihre geistigen Aufgaben. Eine Rundfrage. S. 241

Die junge Generation – ihre geistigen Aufgaben. Eine Rundfrage S. 251

Sophia Ebert und Thomas Küpper

Erfolg – verdächtig. Zur Rundfrage *Warum werden Ihre Bücher viel gelesen?* von 1928 S. 283

Heinrich Vogeler

Mehr wie je wissen wir, dass unser Weg recht ist.

Ein Brief von Heinrich Vogeler an den österreichischen

Anarchisten Pierre Ramus über die Barkenhoff-Kommune S. 291

Heinrich Vogeler

Entwurf für die Errichtung einer Arbeitsschule. Die Arbeitsschule

Barkenhof. Die Arbeitsgemeinschaft Barkenhof. Die Arbeitsschule in [der]

kommunistischen Gesellschaft. Erkenntnis und neuer Wille.

Oktoberbrief 1920. S. 297

Walter Fähnders

Die Barkenhoff-Kommune. Zu Heinrich Vogelers Brief

an Pierre Ramus S. 311

Schafott/Über den grünen Klee – Rezensionen und Hinweise S. 317

Walter Fähnders zu neuen Büchern über Heinrich Vogeler. Walter Delabar zur Neuedition der Kritiken

Walter Benjamins, zu einem Aufsatzband über den Ullstein-Verlag, zur Neuausgabe der frühen Feuillet-

tons von Sigismund von Radecki, über einen Aufsatzband zu den It-Girls der 1920er Jahre, zur Neuaus-

gabe von Reportagen von Albert Londres, über die Stadtporträts Robert Michels', zu zwei Ausgaben mit

Feuilletons von Joseph Roth und zu zwei Ausgaben von Werken Wilherlm Speyers im Aisthesis-Verlag

und Karoline Riener über eine Auswahlangabe der Schriften Emil Szittyas,

Abbildungsnachweise S. 232

Autorinnen und Autoren S. 353

Werner Jung

Ad te ipsum – Gregor S. 355

Walter Delabar

Gregor Ackermann, *1951, Aachen. Eine kleine Bestandsaufnahme

der Arbeiten Gregor Ackermanns im JUNI-Magazin S. 357

EDITORIAL

Weibisch, frankophil und (nicht nur) von Männern gemacht

Fransösischer Herkunft ist es, wird nur von Frauen oder Zeitungslesern wahrgenommen, ist selbst weiblich, ja eigentlich weibisch, macht Aufhebens um sich und lässt jeden ran, der will. Es ist nicht ganz ernst zu nehmen, was seinen Vertretern nicht passt, ist zudem arg flüchtig und muss um Anerkennung und Beständigkeit kämpfen. Es enthält Gedanken, aber wer weiß, was davon bleibt.

Erhard Schütz hat in seiner Skizze der Geschichte des Feuilletons (die wir in diesem Band drucken) die französische Herkunft und seine despektierlichen Konnotationen vermerkt. Attraktiv will es sein, und jeder will an seinem Mieder herumnesteln, wie Karl Kraus mit ganzem Widerwillen formuliert hat. Da wollen wir nicht zögern und selber nesteln. Und das aus gutem Grund.

Das Feuilleton ist einer der wichtigsten Schauplätze der Literatur und Kultur der Weimarer Republik. Im Exil sind Zeitungen und Zeitschriften wichtige Kommunikationsmedien der exilierten deutschen Intelligenz. Die Zeitungen, Illustrierten und Zeitschriften hatten in der Weimarer Republik ihre erste große Konjunktur und bestimmten den Kulturbetrieb der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auf ihren Kulturseiten wurden neue literarische Formen wenn nicht erfunden, so doch weiterentwickelt und erfolgreich umgesetzt. Zeitung, Illustrierte und Zeitschrift waren vergleichsweise neue, vitale Medien: Gerade Zeitungen oder die monatlich erscheinenden Illustrierten, die für ein Spartenpublikum konzipiert waren, boten neue Plattformen, die die zahlreichen Autorinnen und Autoren der Weimarer Republik zu nutzen wussten. Heraus kam Literatur, in vielen Fällen große Literatur, fast immer aber finden sich hier sehr vitale Texte, in denen die Dynamik des frühen 20. Jahrhunderts erkennbar wird. Und hier wird auch erkennbar: Die Weimarer Republik hat sich nicht kampflos aufgegeben, sie hat um sich und ihre Identität und ihren Bestand gestritten. Wenn man von so etwas wie einer intellektuellen Öffentlichkeit ausgehen kann, dann waren in ihr schon früh alle Facetten erkennbar, die eine moderne Gesellschaft ausmachen, eben nicht nur die erstrebenswerten und angenehmen, die uns heute noch so sehr gefallen, dass wir uns in ihnen wiedererkennen. Sondern eben auch jene Seiten, die den Abgrund erkennen lassen, in denen dann die deutsche Gesellschaft stürzen würde, politisch, gesellschaftlich, kulturell und moralisch. Aber das eine ist ohne das andere nicht zu haben.

Aber das andere eben, das fasziniert umso mehr. Wenn man einer so kurzen Perio-

de überhaupt so viel aufbürden will, dann hat die Weimarer Republik große Teile des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens erfunden und entwickelt, wie es heute selbstverständlich ist. Jene zehner bis dreißiger Jahren waren revolutionär in vielerlei Hinsicht. Sie versprachen bereits jene Konsumgesellschaft, die zu verurteilen immer noch gutes kulturkonservatives Gewohnheitsrecht ist. Hier gingen Kracauers Ladenmädchen ins Kino und brachten die Idee eines besseren Lebens im Falschen mit, wie wohl Adorno dazu gesagt hätte. Die Sensationen und Attraktionen beginnen ihre Übermacht über das gewöhnliche und banale Leben und machen sich ihren Spaß mit den Leserinnen und Lesern und anderen Konsumenten. Fernweh, Egozentrik und Geltungssucht kommen zusammen und bilden ein bemerkenswertes Amalgam, das sich in den Illustrierten und anderen Medien seinen Ort sucht. Wir haben dem Raum gegeben, wie diesem Band zu entnehmen ist.

Es gibt wohl derzeit kaum einen zweiten Wissenschaftler, der sich so umfassend und detailliert im Feuilleton der Weimarer Republik auskennt und es persönlich durchforscht hat, wie Gregor Ackermann. Seit Jahrzehnten arbeitet er sich Mal um Mal durch die Papier- und Microfichemassen, um seine Funde der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen. Immer wieder hat er Kolleginnen und Kollegen unpräzise an seinem Fundus teilhaben lassen, hat Funde mitgeteilt und seine Erkenntnisse weitergegeben. Das JUNI Magazin hat davon Vieles in den vergangenen Jahren veröffentlichen dürfen.

Es ist an der Zeit, dass sich das JUNI-Magazin, an dem Gregor Ackermann fast von Beginn an und seit zwei Jahrzehnten in führender Position als Mitherausgeber beteiligt ist, diesem Themengebiet widmet, um dem großzügigen Kollegen Dank und Anerkennung zu zollen. Von den Beiträgern dieses Bandes und uns als Herausgebern wird er hiermit ausgesprochen.

Werner Jung und Walter Delabar

Erhard Schütz

Unterm Strich

Über Grenzverläufe des klassischen Feuilletons

Mein Leben glich (...) einem großen Journal, wo die obere Abteilung die Gegenwart, den Tag mit seinen Tagesberichten und Tagesdebatten, enthielt, während in der unteren Abteilung die poetische Vergangenheit in fortlaufenden Nachtträumen wie eine Reihenfolge von Romanfeuilletons sich phantastisch kundgab.

(Heinrich Heine Memoiren)

Die Geschichte des Feuilletons hat ein exaktes Anfangsdatum: 28. Januar 1800. Da begann Abbé Geoffroy im Annoncen-Beiblatt des *Journal des Débats* in Paris seine Theaterkritiken und -glossen zu publizieren, bis er nach und nach das Beiblatt gänzlich in Beschlag nahm. Hierher datiert jedenfalls der Begriff: Feuilleton war der seit 1789 dem *Journal des Débats* beigelegte Viertelbogen (also: Blättchen) mit Annoncen (Theater, Bücher u.ä.). Der Begriff wurde dann auf die Glossen und Plaudereien übertragen, die Geoffroy darin seit der Jahreswende 1800 zu publizieren begann, und schließlich, als dieser Teil, abgetrennt durch einen Strich – daher: unter dem Strich, auch *rez de chaussée* –, in die Zeitung selbst integriert wurde, wiederum auf den Kulturteil der Zeitung übertragen.¹ Das ist dann im Zuge der napoleonischen Besetzung Europas in Deutschland übernommen worden, und der Begriff hat so bis heute seine Bedeutung behalten.

1813 hat der „Doktor der Gottesgelehrtheit“ Joachim Heinrich Campe den Deutschen das Feuilleton erklärt: „Die jetzigen Pariser Zeitungen oder Tageblätter haben die Einrichtung, daß ein durch eine Linie abgeschnittenes Winkelchen dazu bestimmt ist, irgend etwas Gelehrtes oder Witziges zu enthalten.“ – Das Feuilleton. Im Deutschen „dürfte Bei- oder Nebenwinkelchen wol besser dafür passen.“²

Für den Status des Feuilletons in der Literaturwissenschaft seither jedenfalls traf Campes Eindeutschung für lange Zeit und trifft weithin noch heute zu. Und dies gerade deshalb, weil das Feuilleton nicht in seinem Winkel geblieben und alsbald – wie Gallien – in drei Teile zerfallen ist, jedenfalls den einschlägigen Definitionen nach: Sparte, Form und Stil. War die Sparte suspekt, da das Medium Zeitung der Gelehrsamkeit ein Gräuel schien, so desgleichen die Form, schon deshalb, weil sie ‚klein‘ und für den Tag war. Vor allem aber war Feuilleton als Stil verpönt: Feuilletonismus. Die marginale Position, die das Feuilleton selbst in Literaturgeschichten des „feuilletonistischen

Zeitalters“ (Hermann Hesse) inne hatte³, ist aber auch einer wissenschaftsinstitutionellen Entwicklung geschuldet. Die seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts nach und nach etablierte Zeitungswissenschaft hatte sich die Befassung mit dem Feuilleton als eine ihrer genuinen Aufgaben gesetzt, freilich weniger wissenschaftlich als – dem frühen Selbstverständnis des Faches folgend – normativ und präskriptiv. Und so sehr sich seit Anfang der 1930er Jahre eine intensive Feuilletonforschung abzuzeichnen begann, so sehr trug ihre, um das Mildeste zu sagen, demokratiefeindliche, nationalistische Grundorientierung sowie die explizite Strategie der Politisierung durchs Unpolitische dazu bei, dass es später schwer fiel, daran anzuknüpfen.

Mit dem definitiven Anfang in Frankreich wollte man sich allerdings in Deutschland keineswegs begnügen. Darum ruhte man nicht, ehe man andere, weiter zurückliegende und deutsche Anfänge fand. Und wenn nicht deutsche, dann wenigstens antike. So entdeckt Ernst Eckstein⁴, der erste Feuilletonhistoriker, Plato und Sokrates als Vorläufer. Wilmont Haacke und Emil Dovifat werden dann im deutschen Mittelalter fündig. Walter von der Vogelweide ist für sie der erste deutsche Feuilletonist. Andere, ernster zu nehmende Traditionslinien werden zu den sog. Intelligenzblättern und den Moralischen Wochen-/Monatsschriften gezogen, deren Vorbilder wenigstens aus England kamen. Dovifat und Haacke verweisen zudem ausführlich auf Abraham a Santa Clara (1644-1709), um von da aus das Feuilleton über „Persönlichkeiten“ zu bestimmen, die „es klar und sauber schreiben“ konnten. Der Rekurs auf Abraham a Santa Clara hat einen spezifischen Aspekt: Er ist ein seinerzeitiger Beitrag im fortgesetzten „Kulturkampf“, nämlich die Stärkung katholischer Positionen – darum der Rückgriff auf diesen wortgewaltigen Agitator der Gegenreformation. Was wiederum das Konservative, jedenfalls eher Demokratieabstinente in deren damaligen Positionen indiziert.

Andererseits ist natürlich der Hinweis auf deutsche Traditionslinien vor und neben der französischen Begriffstradition durchaus berechtigt. Man denke etwa an den – europäisch verbreiteten – Publikationstypus der *relationes curiosae*, eine Mixtur aus Zeitschrift und Buch, worin bemerkenswerte aber eben auch merkwürdige Meldungen aus aller Welt und aus allen möglichen Wissensgebieten kaleidoskopisch gemixt waren. (In Deutschland ist das vor allem Eberhard Werner Happel mit seinen *Größten Denkwürdigkeiten der Welt* (1684ff.))⁵ Oder man denke an die Tätigkeit von Gotthold Ephraim Lessing für die *Berlinische privilegierte Zeitung*, die sog. *Vossische Zeitung* ab 1748, und an Karl Philipp Moritz Arbeit als Redakteur ebenda.

Mit den napoleonischen Eroberungen jedenfalls verbreitete sich auch die Einrichtung des Feuilletons in Deutschland. Das bisher erste nachweisbare Beispiel für die Übernahme der Form und des Namens in Deutschland stammt allerdings erst aus dem Jahr 1831, als der *Nürnberger Correspondent* ein Feuilleton im Stil des *Journal des Débats* einführte. Breiter etablierte sich das Feuilleton ab 1848, als sich nach der gescheiterten Revolution die publizistischen Aktivitäten auf die Kulturberichterstattung verlegten. Damit einher ging häufig eine Tendenz zur wissenschaftspopularisierenden Volksbildung (vgl. bspw. Ludwig Büchner). So gut wie alle bedeutenderen Figuren des Jungen Deutschland wären hier zu nennen.

„Unsere neue Literatur ist eine Tochter der Kritik, unsere besten Schriftsteller haben in den Journalen ihre Studien vor dem Publikum gemacht“, hatte Georg Herwegh 1839 in seiner Schrift *Die neue Literatur* bemerkt.⁶ Freilich gab es früh schon Kritik, etwa von Luise Büchner, der mittleren der drei Büchner-Geschwister. In ihrer Schrift *Die Frauen und ihr Beruf* plädiert sie zwar 1855 für Zeitungslektüre gerade auch für Frauen, sieht aber einen Gefahrenherd innerhalb der Zeitung, nämlich im Feuilleton, das „nicht die Männer, sondern vornehmlich die Frauen und die jungen Leute anzulocken bestimmt ist“ und mit seinen Geschichten „schlüpfrigen Inhalts“ und gewagter Lebensverhältnisse zu einem „tropfenweise eingefloßten Opium“ werde.⁷

Das Feuilleton nun als ‚Kleine Form‘, als spezifisches literarisch-publizistisches Genre, das den alltäglichen – im doppelten Sinne – *Lebenswandel* begleitete, entfaltete sich am prägnantesten in Wien seit etwa den sechziger, siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Bedingungen dazu finden sich in der ethnischen und kulturellen Vielfalt der Donaumonarchie. Hier entwickelte sich, ausgehend insbesondere von den sogenannten ‚Kulturbildern‘ (vgl. überhaupt die Bedeutung der ‚Skizzen‘, ‚Genrebilder‘ seit dem Biedermeier) der Typus des Feuilletons als ‚Kleiner Form‘, wie er dann auch im übrigen Deutschland maßgeblich wurde. Soweit zur Genealogie des Feuilletons. Und nun zu den Grenzziehungen darin.

Unmittelbar von der Herkunft aus dem deutschnationalistisch verpönten Frankreich rührt eine Bestimmung her, die besagt: Das Feuilleton ist weiblich, genauer: weibisch. Wiewohl die Tradition des Feuilletons, insbesondere der großen Namen, in Deutschland ganz überwiegend durch Autorschaft von Männern bestimmt ist (was einschließt, dass die wenigen Frauen noch immer nicht hinreichend beforcht werden), gilt die Kleine Form als feminin, gelten ihre Autoren gern als effeminiert.

Karl Kraus, der 1911 mit *Heine und die Folgen*⁸ die Programmschrift gegen den Feuilletonismus lieferte, erklärt darin kategorisch: „Ohne Heine kein Feuilleton. Das ist die Franzosenkrankheit, die er uns eingeschleppt hat.“⁹ Das spielt zunächst auf die seinerzeit geläufige Bezeichnung der Syphilis an, um sodann ins Geschlechterverhältnis einzusteigen. Die Sprache, so Kraus, ist ein Weib, dessen „Vollkommenheit“ der „vollkommene Mangel an Hemmung“ ist, sie „regt an und auf, wie das Weib“. „Von den Sprachen bekommt man alles, denn alles ist in ihnen“. Doch damit aus der Lust Gedanken werden, dazu bedürfe es des Mannes. Ein „ganzer Kerl“ muß man sein, um die deutsche Sprache „herumzukriegen“, man muß potent und fruchtbar sein, denn sie „dichtet und denkt“ nur für den, „der ihr Kinder machen kann.“ Heine indes, zum französischen „Filou“ verdorben, habe sie bloß zur Hure gemacht, habe „der deutschen Sprache so sehr das Mieder gelockert (...), daß heute alle Kommis an ihren Brüsten fingern können.“¹⁰

Zum durchaus subtilen Verhältnis von Kraus zu Natur, Frauen und Sprache wäre mehr zu sagen¹¹, hier soll es nur um das das Bild des Feuilletonisten gehen, das da aufscheint, als das des Impotenten und Unfruchtbaren, des Effeminierten, gar Weibischen.

Wenn zutrifft, was für die Jahrhundertwende reflektiert worden ist, dass die Männ-

lichkeits/Weiblichkeits-Rede dort besonders ausgeprägt ist, wo Juden ihr Judentum problematisch, Männern, insbesondere homosexuellen, ihre ‚weibliche‘ Seite peinigend war¹², dann korrespondiert dem der Selbstzweifel der Schreibenden in der, sei’s polemischen, sei’s ironischen, Festlegung des Feuilletons (genauer: dessen, was man am Feuilleton nicht mag) aufs Weibliche und Weibische. (Heinrich Heine übrigens hatte in seinem Streit mit Börne und dessen Schreibweise insofern schon ein Vorbild zum Muster der abwertenden Effeminierung geliefert, als er seinen Gegner Börne immer wieder polemisch in eine Unterrocks- und Schürzenwirtschaft einrückte.)

Das Bild und Selbstbild des femininen Feuilletons und des effeminierten Feuilletonisten jedenfalls hält sich spätestens seit der Wende zum 20. Jahrhundert nahezu konstant durch – nicht zuletzt nietzscheanisch inspiriert. Schon 1906 beispielsweise hatte Alfred Polgar, zu Lebzeiten wie danach allseits *der* hochgerühmte, einzigartige deutsche Feuilletonist, gegen das Wiener Feuilleton ins Feld geführt: Das Wiener Feuilleton, immer „eine Portion Rührung weich im Gehirn“, sei eine „jokose Mischung von Urjudentum und Urariertum. Von synagogaler Wehmut und Grinzinger Alkohollaune.“ Es sei primär „Geplauder“, auf „Intimität“ und „Streicheln“ aus, „(s)üß, kokett, harmlos, leer, nichtig, von allen Giften frei, glatt und belanglos bis zur Abscheulichkeit.“ Kurz, es ist „die purste Damensache. Nichts für Männer.“¹³ Zuvor schon, 1897, war der Wiener Peter Altenberg für den Breslauer Berliner Alfred Kerr Anlass gewesen, mit dem Wiener Feuilleton abzurechnen:

„Die Einfachheit in der Form des Feuilletonismus zu geben: das ist Schicksal dieser müden, erfahrenen Weichlinge. Sie kommen auf dem Wege des gerissensten Raffinements zur Schlichtheit. Das Schlichte ist unter ihren Händen parfümiert.“¹⁴ Viktor Auburtin wird das später für Berlin übernehmen. Von Egon Erwin Kisch über Theodor Lessing bis Joseph Roth gibt es kaum einen Feuilletonisten, der sich nicht affirmativ oder kritisch, ernsthaft oder ironisch dieses Topos vom weibischen Feuilleton, vom Feuilleton als „Damensache“ bedient hätte.¹⁵

Neben der Positionierung und Selbstpositionierung von Feuilletonisten im Spektrum von Autorschaft und der Positionierung der Kleinen Form im Spektrum der literarisch-publizistischen Genres ist es aber zumindest auch die Adressatenbezogenheit des Feuilletons, von woher diese Einordnung im Geschlechterstereotyp rührt. Dazu nur zwei Streiflichter. 1848 kündigte der bekannte 48er Karl Grün die Feuilletonbeilage der *Trier'schen Zeitung* mit den folgenden Worten an: „Die Form ist das Weibliche, der Gedanke das Männliche; wie die Sprache der Allgemeinheit sich vorzugsweise an den Mann richtet, so entspricht die schön erzählte, gedichtete, geistreiche Einzelheit der Frau. Unter diesem Gesichtspunkte wird das Feuilleton sogar von revolutionärer Wichtigkeit. Das Feuilleton kann die Zeitung des weiblichen Geschlechts werden.“¹⁶

Eine ähnliche, nun offiziöse und zart empirisch gestützte Formulierung finden wir dann im ‚Dritten Reich‘ wieder: „Es unterscheidet sich (...) die Leserschaft des Feuilletons von der des politischen Teils durch einen stärkeren Einschlag des weiblichen Geschlechts. Die Frau ist offenbar öfter und mit größerer Regelmäßigkeit Leserin des Feuilletonteils als der Mann es sein könnte. Wenn die Frau nun politisch beeindruckt

werden soll, so bildet das hauptsächliche Mittel für die Zeitung, an sie heranzukommen, eben die Unterhaltung im weitesten Sinne.¹⁷

Das Impressive und Plauderhafte des Feuilletons hat wohl niemand so ausführlich praktiziert und thematisiert wie Robert Walser. Selbstbeschreibungen wie „mit Worten tanzen“ gehören hierher wie die extreme Fixation aufs Weibliche, selbst reflektiert, dennoch immer wieder obsessiv fortgeführt.¹⁸

Eins der Probleme beim Versuch eines systematisierenden Umgangs mit dem Feuilleton als Form ist zweifellos, dass es ein formales Chamäleon ist, sich nämlich ebenso als Brief wie als Dialog und Dramolett, Reisebericht, Rede oder Rezension camouflieren kann. Zudem sind bei den bekanntesten der Feuilletonisten die Grenzen immer wieder fließend zwischen Feuilleton, Essay, Kritik und Reportage. Schließlich stehen unterm Strich jene Texte, die wir am ehesten als genuine Feuilletons apostrophieren, in Kontexten von und Verbund mit nichtfeuilletonistischen Nachrichten, Notizen, Kritiken, Glossen, Berichten, Reportagen oder Essays. Und zuguterletzt: Sie stehen nicht immer unter dem Strich, sei es, dass einige Zeitungen den Strich aufgeben, sei es, dass Magazine oder Illustrierte feuilletonistische Texte aufnehmen, sei es schließlich dass bisherige Feuilletonenelemente in Rubriken oder Beilagen einwandern, die sich in den 1920er Jahren ausdifferenzieren beginnen, Beilagen zur Wochenendunterhaltung, zu Sport, Mode, Film, Technik, Reisen, Haus und Garten.

Am ehesten und leichtesten wird man daher das Feuilletonistische an den Feuilletons herauspräparieren können. Nimmt man das von Robert Walser so genial praktizierte wie ironisierte Konzept der Plauderei zum Ausgangspunkt, dann gehören dazu Nichtigkeit und Beliebigkeit der Anlässe, Leichtigkeit in der Auffassung, die Geistesgegenwart, Witz und Aperçuhaftigkeit ebenso wie Humor, Ironie und Selbstironie. Ein hohes Maß an situativer Beobachtung und Selbstbeobachtung, Reflexivität und vor allem Selbstreflexivität. Dazu gehören aber auch Digressionen, also Abschweifung und Sprunghaftigkeit, die Verbindung von vermeintlich oder tatsächlich Entferntliegendem ebenso wie eine spielerische ‚Umwertung der Werte‘: Hohes, Emphatisiertes, Pathetisches wird verkleinert oder banalisiert wie umgekehrt Abseitiges, Nebensächliches, Übersehenes aufgehoben und aufgewertet. Mit Letzterem korrespondiert zugleich die Selbstpositionierung des Feuilletons als Kleiner Form – nämlich als Absetzung von der großen Form (Roman oder Drama) wie in seiner ephemeren Tagesgebundenheit von der in jener intendierten Dauer. Von hierher bestimmt es seine Intention und Legitimation, sowohl im Kontext des Mediums wie von Autorschaft, nämlich durch den Unterhaltungscharakter – gefasst sowohl als Unterhaltsamkeit *für* den Leser als auch in fingierter Unterhaltung *mit* dem Leser. Dabei nun – und das ist das Anspruchsvolle in der vermeintlichen Unscheinbarkeit – soll zumindest im Selbstverständnis der bedeutenden Figuren des Feuilletons, nennen wir nur Victor Auburtin, Peter Altenberg oder Alfred Polgar, aber eben auch Robert Walser, die Unterhaltung nicht Selbstzweck sein, sondern Lebens- als Alltagshilfe, kurz, das, was in ursprünglicher Bedeutung Diätik meinte. (Wobei zumindest bei Altenberg Diätik im heutigen engeren Sinne durchaus dazugehört.) Was das Feuilleton derart zu leisten vermag, wurde dann gern lebenswelt-

lich legitimiert, wenn etwa Wilmont Haacke lobend über Victor Auburtin schrieb, „ihm blieb (zwar) nur die kleine Welt“, aber: „Er wurde nicht müde, der Welt nachzuspüren (...)“.¹⁹

Zugleich sucht man immer wieder nach Metaphern, die das Kleine, das Ephemere wie Temporäre, zusammenbringen sollen mit der momentanen Perfektion und Vollen- dung – so in den geläufigen Titulierungen als „Seifenblasen“ oder „Schneeflocken“. Eine besonders prägnante Formulierung des feuilletonistischen Anspruchs stammt ausgerechnet von einem Nazipropagandisten par excellence. Die Fähigkeit des Feuilletons sei es, schrieb Wilfrid Bade, „in einem Tautropfen den ganzen Kosmos“ abzuspie- geln.²⁰ Dass diese Formel 1943 dann in eine offizielle Presseanweisung übernommen wurde²¹, schließt wiederum den Kreis zur Funktion unterhaltender Ablenkung von den politischen Ereignissen.

Aus der beanspruchten Kombination von Marginalität und Miniatur mit eigentli- cher Größe und tieferer Bedeutung her rührt nicht zuletzt, was man als feuilletonisti- sche Arroganz der Bescheidenheit bezeichnen könnte. So ist kaum verwunderlich, dass der vermeintlich unanfechtbare Ironiker Alfred Polgar bitterböse wurde, weil man kränkenderweise das Understatement des Titels einer seiner Feuilletonsammlungen, *An den Rand geschrieben*, in den zeitgenössischen Rezensionen oder Glossen dazu ernst und Buch wie Inhalt als Marginalie genommen hatte.

Wie ambivalent es um das Selbstbewusstsein der für die Tagesunterhaltung Schrei- benden tatsächlich bestellt war, indizieren nicht nur die angestrengten Versuche der Feuilletonisten, ihre kleinen Texte im Buch zu sammeln und damit über den Tag und möglichst auch noch über die Saison zu retten, sondern auch die auffälligen Selbstthe- matisierungen der Zuschreibungen, Konditionen und Eigenheiten ihres Schreibens – eben in Gestalt von Feuilletons. Derart wird Selbstreferentialität und Selbsterklärung Teil einer fortlaufenden, immanenten Rechtfertigungspoetologie, in der es zum einen immer wieder um die Positionierungen gegenüber Roman- und Lyrikautoren geht wie um Positionierungen im Presseumfeld zwischen Politik und Inseraten, Kommentar und Faits divers, und um Positionierungen im Alltag der Leser – zwischen Unterhaltung und Nachdenklichkeit. Kurz, um Unterhaltsamkeit und Flüchtigkeit gegen Bedeutsam- keit und Gelehrsamkeit, um Kürze und Leichtigkeit vs. Länge und Schwere, um Weib- lichkeit oder Kindischkeit gegen Mannhaftigkeit und Reife, um ‚Mache‘ statt Gewor- densein, Virtuosität statt genialem Ringen. Schließlich um das Schreiben für Geld und auf Bestellung, darum also, ob unter dem Strich nicht so viel wie anderweitig auf dem Strich sei.

Von hierher soll nun das Feuilleton als Kleine Form in einigen seiner objektiven Konfigurationen erinnert werden. Deren Grundlage ist allemal *Konkurrenz*, nämlich Konkurrenz der Autoren, Konkurrenz der Medien und Verlage wie innerhalb des Me- diums – zum einen als Konkurrenz der von über dem Strich mit unter dem Strich, wie die Konkurrenz mit anderen Genres unterm Strich.

Kommen wir zunächst zur Konkurrenz der Autoren. Man muss nur einmal sich die bekanntesten Feuilletonisten der Weimarer Republik in Erinnerung zu rufen versuchen.

Dann wird man in einen Aufzählerausbruch kommen, der ganz schnell über Victor Auburtin, Alfred Kerr, Alfred Polgar, Joseph Roth, Gabriele Tergit oder Kurt Tucholsky hinausführt. Meine eher spontane und sehr unvollständige Liste von Autoren und einigen Autorinnen, die mehr oder weniger regelmäßig Feuilletons lieferten, kam schnell auf ca. 150 Namen, darunter allerdings nur vier oder fünf von Frauen.

Was folgt daraus? Einerseits einmal mehr das Bild einer lebendigen Vielfalt, andererseits aber auch eine Illustration des Zwangs zur Konkurrenz. Und das ist nicht nur die Konkurrenz der professionellen oder professionell zu werden versuchenden Autoren, sondern auch der mit Gelegenheitsautoren, Laien und Dilettanten. Wohl nur bei der Lyrik war der Drang von Laienautoren zur Publikation noch größer als beim Feuilleton. Nicht nur *diese* freilich ahmten die Etablierten und Erfolgreichen nach oder kupfereten sie schlicht ab, sondern diese beobachteten sich durchaus auch untereinander, um sich inspirieren zu lassen. Unterm Druck von Anschlussaufträgen und Kontinuitätssicherung schlug der Zwang zur Originalität nicht selten in den zur geschickten Nachahmung um. Ein starkes Indiz hierfür ist der Umstand, dass mit der Vervielfachung der Medieneinheiten und -formate seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert permanent Plagiatsnachweise, mehr aber noch -vorwürfe und -verdächtigungen einhergingen. Ein Beispiel dazu sei herausgegriffen, weil es zugleich auf das Konkurrenzverhältnis von über und unter dem Strich zielt.

Der nachmalige Tübinger Groß-Philosoph und damalige fleißige Gelegenheitsfeuilletonist Ernst Bloch hatte sich 1929 in der *Weltbühne* über eine Weihnachtsbücherschau des *Berliner Tageblatt* mokiert.²² Daraufhin hatte man ihm dort nachgesagt, als Plagiator bekannt zu sein.²³ Als man Blochs Antwort nicht abdruckte, brachte sie Carl von Ossietzky und ergriff Blochs Partei.²⁴ Daraufhin kartete das *Berliner Tageblatt* nach²⁵, worauf wiederum sowohl die *Weltbühne* antwortete²⁶ als auch die *Frankfurter Zeitung* Stellung zugunsten ihres Mitarbeiters Bloch bezog.²⁷ Hintergrund dazu war: Ernst Bloch hatte 1925 im *Berliner Tageblatt* einen Text *Ohrfeige und Gelächter* veröffentlicht.²⁸ Darin hatte er ganz augenscheinlich die Grundkonstellation eines Textes von Theodor Fanta übernommen, der unter dem Pseudonym Bohdan kurz zuvor im *Berliner Börsen-Courier* erschienen war.²⁹ Fanta hatte darin in Ich-Form das Erlebnis eines Clowns dargestellt, der durch einen Sturz in der Manege sein Gedächtnis verloren hatte, es durch eine Ohrfeige seines Partners wiedergewann und für die Szene ausgiebig Gelächter und Applaus erhielt. Bei Bloch ist die Geschichte stärker ausgeschmückt und in der für ihn üblichen Vollmundigkeit instrumentiert, endend mit einer philosophisch-theologischen ‚Moral von der Geschichte‘, „daß es vor Gott diese Titel (Clown oder Schulrat) nicht gibt, daß sie nicht als solche schon dauernd wesentlich, also ‚erinnert‘ sind.“³⁰ Außer man ist bedingungsloser Bloch-Anhänger, wird man zumindest darüber streiten können, ob die Blochsche Version tatsächlich eine philosophische Vertiefung darstellt oder nicht vielmehr mit der bevormundenden Penetranz ihrer Erklärung eben jener Sphäre angehört, in der „keine Begebenheit uns mehr erreicht, die nicht schon mit Erklärungen durchsetzt“ ist, in der nicht „jeder Reporter (...) im Handumdrehen erklären würde“, wie das Walter Benjamin wenig später kritisiert hat.³¹

Was den Plagiatsvorwurf angeht, wird man angesichts der zeitlichen und medialen Nähe der beiden Texte Blochs Einlassung glauben können: „Wäre ich selbst ein Plagiator, so dumm wäre ich doch nicht.“³² Vor allem aber ist das wohl eher ein Zeugnis für das, was Walter Benjamin später bitter die „übertriebene(n) Ansprüche“ Blochs genannt hat³³, nämlich sein berstendes Besserwissen.³⁴ Das war zudem tatsächlich wohl kein, wie Bloch selbstgefällig schrieb, „Fällchen Dreyfus“³⁵, aber es ist stattdessen ein prägnantes Beispiel für das Verhältnis der Teile überm und unterm Strich, in dem das über dem Strich Geschriebene mehr oder weniger nur Material-Status für den – sich als reflexiv verstehenden – Teil unterm Strich hatte. Denn so erklärt es Bloch: „Der Bericht (...) stand nicht unter, sondern über dem Strich des *Börsencouriers*. Unmittelbar auf ihn folgten zwei Gerichtsberichte. Nicht nur ich habe danach ‚Exzentrik‘(!) für eine Lokal-Reportage gehalten, in Interview-Form eingekleidet, für die Wiedergabe eines wirklich geschehenen Vorfalls“. Als Beispiel für einen „längst veröffentlichten Satz meiner Philosophie“ wurde „der ganze Rohstoff verwandelt“.³⁶ Ähnlich hat er sich auch gegenüber Siegfried Kracauer geäußert: „(I)ch hielt den (...) Bericht (...) für das Eingesandt eines Augenzeugen von einem Vorfall im damals gastierenden Zirkus Sarrasani. Der Rohstoff erregte ein Zentrum meiner Philosophie (...)“.³⁷ Mit anderen Worten: Weil Bloch in demonstrativer oder sträflicher medialer Naivität an den Strich als absolute Differenzmarkierung zwischen Feuilleton und Informationsteil der Zeitung geglaubt haben will, als wäre zu dieser Zeit der Strich nicht längst in beiden Richtungen überschritten worden, machte er aus dem, was er für pure Realitätsbeschreibung hielt, ein philosophisches Denkstück.

Bloch selbst hatte freilich andernorts den Kommerz zwischen oberem und unterem Teil durchaus gesehen, in der beliebten Form der Feuilletonfunktionskritik: „(S)o sieht man den müden Mann, der vom Geschäft nach Hause kommt, nur noch die gähnende Zeitung liest. Groß gedruckt das Leben, das er hat, geplaudert ein anderes, das ihn zerstreut und nichts angeht. Aber freilich tun die Männer, welche das Leben unterm Strich der Zeitung schneidend und schreibend spiegeln, erst recht das ihre hinzu, Spaß daraus zu machen, windig und wendig. Teils scheinen sie zu nichts anderem nütze als zum Schönschreiben oder Durchsehen von vielerlei, das sie nicht kennen.“ Teils liefern sie „Unterhaltung über Vorgänge, die den Geschäftsmann nicht wirklich alterieren, die vor allem möglichst harmlos oder ‚bunt‘ dargestellt werden. Hier stehen die gesprochenen Bilderchen unverbunden nebeneinander, ja, noch das Belehrende hat unterhaltsam zu sein. (...) überall Kunst der Umgehung, Unlust zur Sache“ – mit Ausnahme natürlich der Blätter, für die er schreibt.³⁸

Von dieser feuilletonistischen Selbstkritik als Wirkungslosigkeits- und Affirmationskritik her könnte man nun das Selbstverständnis von Autoren wie Walter Benjamin oder Siegfried Kracauer und – zumindest gelegentlich – Theodor W. Adorno, sowie überhaupt den Typus des ‚Denkbilds‘ weiter verfolgen. Indes will ich auf einen anderen, teils harmloseren, teils aber auch subversiveren Aspekt des Verhältnisses der Texte unterm Strich zu denen im Teil darüber hinlenken. Dies am Beispiel von Robert Walser zumindest kurz skizzieren.³⁹